

(Nachdruck verboten.)

Die Erzählung des Ingenieurs.

2) Von Otto Rung.

Ich hörte, wie Majorj und Sarah ihn laut verhöhnten und verlachten; sie wußten, daß er von veraltetem Modell sei, und sie drohten ihn zu pensionieren. Von den anderen Maschinen aber sprachen sie bewundernd mit einer Mischung von Sachverständnis und kindischer Phantasterei. Sie nannten die zehn Dynamos „Die lustigen Männer“ — nach der Bezeichnung, die N. S. Stevenson in ihrem Lieblingsbuche der gefährlichen Sandbank an der schottischen Küste gegeben, wo die Brandung jubelnd im Stürme hüpfte und tanzte. Die Lustigen Männer, die tanzenden Männer!

Oder sie kamen in die Versuchshalle, deren Chef ich war. Sie kannten jeden einzelnen der sieben großen Gleichstrom-Motore, die nebeneinander auf ihren starken Fundamentrahmen aufgestellt waren. Da standen sie dann, die Hände auf dem Rücken, und betrachteten die leise schwirrenden Kohlenbürsten, die wie große Hummeln über die Stromwender hintanzogen. Dann und wann nahm ich sie hinein in den verbotenen Verschlag und ließ die Leitungen auf Ebonitplatten schlagen, so daß ellenlange Funken gleich einem Kranz blinkender Bajonette in die Luft sprühten. Oder ich ließ sie die Kraft der kleinen Maschinenmodelle erproben, unter deren Stößen sie vor Schmerz und Behagen die dünnen Lippen verzerrten. Sie verlangten noch stärkere Ströme und stiegen bis zu sechzig Volt. Ich wunderte mich, wieviel sie aushalten konnten.

Wie junge Spürhunde, mit vorgestreckten Nasen, schnaubend vor wilder Energie, sagten sie über das weitgedehnte Fabriksareal, von Gebäude zu Gebäude, zur Modellwerkerei, wo die Bandsägen an den weißen Brettern, die auf Schlitten herbeigeführt wurden, zischend auf und nieder fuhren, in die Schmieden, wo es aus Hundert Essen lohnte und brannte und die Werkführer ihnen Ringe und Armbänder aus Bessmerstahl schmiedeten. Sie schritten vorsichtig durch die metallstaubverfärbte Feilenwerkstatt, wo Eisenfeilspäne knöchelhoch auf dem Boden lagen, und hatten ihre Löcher in den hochgetürmten roten Sandbergen der Sieberei, von deren schlackenbedecktem Gewölbe lange Spinnwebgardinen sich hinausspannen in die schwefelgelben Metalldämpfe.

Dort traf der Vater sie, ruhig und mit Schlamm und Öl beschmierter auf den Kohlenwagen sitzend, die auf einem Schienenweg die Viertelmeile zu den Lagerplätzen des Wagnhofs hinabrollten. Einmal aber sprang er hinzu und zog sie hinweg, als sie in dem jährlichen Schützenaufzug der Arbeiter mitgingen, mit Vereinsabzeichen und Kantonfarben geschmückt, an der Hand des berüchtigsten Raufbruders und Unruhstifters der Fabrik.

Eines Tages aber sahen wir Majorj allein, und ihr Kleid war seit dem Tage zuvor bis zu ihren Knöcheln gewachsen; sie bewegte die Füße ungewohnt und gezwungen unter der neuen Kleiderform, aber das Kinn sah stramm und energisch über dem Kragen, und der Ausdruck ihrer Augen war erwachsen und bewußt. Sie blieb vor den Werkstätten stehen und ließ sich bewundern, ging aber nicht hinein. Und im Verlauf desselben Tages teilte sie mir mit, daß sie nach Beratung mit dem Vater beschloßen habe, sich auf der Hochschule in Zürich zum Ingenieur auszubilden.

Sie fuhr nun auch täglich in der Frühe mit dem Motorwagen ihres Vaters nach Zürich, und des Nachmittags arbeitete sie unter meiner Leitung in den Konstruktionsjalen. Mit einer Festigkeit und Energie, die häufig mein Bedenken erregte, warf sie sich auf ihr neues Studium. Es ist nun einmal die Art der Frau, sich — auch in der Wissenschaft — unbesonnen und rücksichtslos hinzugeben. Es war ein Glanz in ihren Augen, eine zärtliche Geschmeidigkeit in ihren Bewegungen, wenn sie, als wäre sie hier dazwischen, zwischen Rechenbüchern und Berechnungstabellen umherging, jenes Wehen, halb Zorn und halb Schmachten, das die Siebzehnjährigen kennzeichnet, wo immer sie sich hingeben — in Sport, Studium, Ballnächten oder Liebe. Uebrigens zeigte sie anerkennenswerte Tüchtigkeit. Ich habe wenige Reißfeder

und Dreieck so sachgemäß handhaben sehen wie Majorj Lane; ihre Dausen waren berühmt; und bei schwierigen Berechnungen verachtete sie es, sich — wie wir anderen — des Rechenschiebers zu bedienen. Frauen erreichen rasch Uebung in der Rechenkunst, sie bilden schnell neue Bewußtseinslager für die mechanische Fertigkeit und werden hierin nicht wie Männer von einer neubildenden Phantasie gestört.

Bald stieg denn auch ihr Ansehen. Der Vater, stolz auf Majorjs Schönheit, Liebreiz und Tüchtigkeit, ließ sie schon 1901 bei der Einweihung des neueröffneten Hochtunnels vom Eigergleitscher durch die Jungfrau die Firma repräsentieren, und Majorj Lane stand auf dem Vorperron von Lane Bros' elektrischer Lokomotive, die seinen Finger um den Hebel des Kontrollors gespannt.

Im Jahre 1902 besuchte Elliot Clyne zum erstenmal Lane Bros' Fabriken. Er hatte im Alter von dreißig Jahren eine der epochenmachendsten Erfindungen unserer Zeit gemacht: einen elektrischen Akkumulator von nahezu idealem Modell, von sehr großer Leistungskraft und verhältnismäßig geringem Gewicht. In Amerika hatte er durch den Verkauf von Patenten Millionen verdient. Nun war er zu Lane Bros' gekommen, um mit der Firma wegen Uebernahme sämtlicher europäischer Patente zu verhandeln. Elliot Clyne ist kein Amerikaner, er ist nationalitätslos; er ist sein ganzes Leben gewandert, seitdem er, zwölf Jahre alt, von einer deutschen Brigg in Singapore desertierte. Ich vermute, daß er deutscher Herkunft ist und ursprünglich Klein geheißten hat.

Er war zu jener Zeit ungefähr fünfunddreißig Jahre alt, aber bereits gezeichnet von einem hitzigen und entnervenden Arbeitsleben: von Not und Entbehrung in früheren Jahren, später von Nachtstudien und tagelanger Arbeit in Laboratorien und Konstruktionsjalen — bis die Aufgabe gelöst war und das Glück ihn traf, schwerer wie der unvorhergesehene Abschluß eines rastlosen Gewohnheitslebens. Und der Bewegungstrieb, der sich bisher in der übermäßigen täglichen Arbeitsmenge ausgelöst hatte, ergriff ihn nun und jagte ihn ohne Widerstand und heimatlos auf Reisen von Land zu Land.

Er hielt sich einige Monate in Direktor Lanes neuerbauter großer Villa auf, die „Römerburg“ getauft und nach dem Plan eines antiken Kastells auf dem alten römischen Lagerplatz nahe den warmen Quellen angelegt war. Wir wurden eine Art Freunde, und trafen einander mit jahrelangen Unterbrechungen auch noch jetzt zuweilen. Zwischen Majorj und ihm knüpften sich wohl schon zu jener Zeit Beziehungen, die während seines Besuches im nächstfolgenden Jahre gelegentlich eines Banketts für sämtliche Ingenieure der Fabrik bekannt gemacht wurden.

Majorj Lane arbeitete indessen wie früher in ihrem Bureau, ohne auch nur auf eine Stunde ihrer täglichen Arbeitszeit Verzicht leisten zu wollen. Clyne sah wir stundenlang einsam in den Parks umherwandern, oder er saß im Zeichenzimmer, Zigaretten rauchend, und betrachtete seine Verlobte mit schweren Blicken, ohne auch nur ein einziges Mal ihren Augen zu begegnen. Es lag übrigens eine gewisse träge Melancholie über ihm, die häufig irritierend wirkte, wenn ich auch das Qualende der Ruhestellung, in der er sich gegenwärtig befand, sehr wohl begreifen konnte: mit einem abgeschlossenen großen Werke hinter sich und dem unbegreiflichen Wesen eines Weibes als Kompaß für seine Zukunftsbahn.

Ich erinnere mich eines Tages im Juli, als Sarah Lane von rückwärts zu mir geschlichen kam. Sie strich mit ihrer Hand über die meine und schickte sich an, mich auf meinem Gang durch die Werkstätten zu begleiten. „Was habt ihr in diesen Tagen nur vor?“ fragte sie. „Ihr seid alle so geheimnisvoll. Seitdem Majorj sich verlobt hat, seid ihr übrigens immer geheimnisvoll, und ich fühle mich ausgeschlossen von allem, was ihr plant.“

„Sarah,“ sagte ich, „wir haben wirklich Geheimnisse. Wir bauen in diesen Tagen einen Wagen, der von dem Elliot Clynischen Akkumulator getrieben werden soll. Deshalb ist der Versuchssaal geschlossen; — selbst für Sarah Lane.“

„Mein neuer Schwager,“ fuhr sie fort, „scheint mir überhaupt ein rätselhafter Mensch zu sein. Major ist weit davon entfernt, ihn zu verstehen, und ihr Benehmen ihm gegenüber erscheint mir höchst unrichtig. Nun müssen Sie mir aber erklären, worin seine Erfindung eigentlich besteht. Ich bin gewiß nicht ganz und gar unfähig, sie zu verstehen, wenn ich auch nicht so gelehrt bin, wie Major aus irgendeinem Grund zu werden es für gut befunden hat.“

Ich gab ihr eine populäre und daher nur halbwegs korrekte Erklärung. „Das bedeutet also,“ schloß ich, „daß ein Wagen von jetzt ab von der bisher üblichen Betriebsart befreit ist und seine Kraft mit sich führt, wie der Reiter einen Futterack, wie die Lokomotive einen Kohlentwagen. Elliot Clyne ist ein technischer Revolutionär, sehen Sie, Sarah, denn er haßt die abgesteckten und sanktionierten Wege. Aber warum halten Sie ihn für einen rätselhaften Menschen?“

Sie lachte, schwieg aber. Ihre Augen waren ganz ruhig, sie blickten mich mit einer unbehaglichen Souveränität an, sie waren undurchdringlich und zugleich klar, von dunklen Dingen umgeben. Sie fand mich offenbar nichts weniger als rätselhaft, ich interessierte sie nur in sehr geringem Grade. Zum ersten Male fiel mir auf, daß ihre Stimme in eine tiefere Lage hinabgestiegen, daß das Antlitz verlängert war, ohne ein rechtes Verhältnis zwischen den einzelnen Zügen aufzuweisen; es war bleich, mit einem kleinen bläulichen Anflug, und guckte aus dem dicken Haarbusch hervor wie aus einem schwarzen Dickicht, unbekümmert und neugierig wie ein Tier, das sich sicher glaubt.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Abend in einem englischen Nachtasyl.

Von Boza Polak. (Aus dem Tschechischen übersetzt von Otto Bid.)

Georg irrte bereits einige Wochen durch die Straßen Londons, auf der vergeblichen Suche nach Arbeit. Er wohnte im Proletarierviertel und geriet sogleich in den Sumpf der Großstadt hinein. In den schmutzigen, engen Gäßchen von Whitechapel, wohin die Sonnenstrahlen selbst am schönsten Sommertage nicht dringen, im jüdischen Viertel, wo alles dumpfig roch, in einer Höhle, wo die Not sich lauert und Verbrechen geboren werden, übernachtete er.

Er versprach sich nicht viel von London; aber die rauhe Wirklichkeit überrannte ihn doch, lastete auf ihm und drückte ihn nieder. Ihm war, als fielen er im Zweikampf mit einem rücksichtslosen Gegner, der auf seiner Brust kniete und ihn nicht freigeben wollte. Und dieser rücksichtslose, harte Widersacher war die Not.

Sein Geld ging zu Ende, er hatte keine Bekannten; die Fremden aber, an die er sich wandte, waren hart und ablehnend gegen ihn.

Täglich begab er sich auf einen langen und herben Irrgang nach irgendeiner Arbeit; er bot seine Hände und Fähigkeiten an, ging von Geschäft zu Geschäft, von einem Fabrikator zum anderen. Überall vertrieb ihn eine kalte, abweisende Höflichkeit; überall dieses einformige Achselzucken und ein ins Hirn sich bohrendes:

„I am very sorry.“ (Bedaure sehr.)

Georg lehrte zurück, kraftlos und matt vom Herumlaufen auf dem sengenden Pflaster und zwischen Häusern, welche die Sonnenhitze ausatmeten gleich glühenden Platten.

Er ging nach der Herberge.

Zwischen stinkenden Fleischerläden wand er sich hindurch, an unreinen, Fiel und Widerwillen erregenden Verkäufern vorüber, an geöffneten Bars, wo zerlumpte Trunkenbolde und kreischende Weiber im Kreise standen.

Er ging stumpf, ohne Gedanken; nur die Müdigkeit lastete Bleiern auf ihm.

Sich irgendwo hinwerfen, schlafen, nichts sehen, nichts fühlen.

Gleichviel wo. — — —

In der ebenerdigigen Herberge bereitete sich eine Schar von Nichtstuern und Schmarozern das Abendessen beim flammenden Herde.

Es war ein weiter, düsterer Raum, in dem außer zwei großen schmierigen Tischen, einigen Bänken und im Winkel aufgeschichteten Strohsäcken nebst Dedern keine anderen Möbel standen.

Hier versammelten sich und hausten Leute, von denen manche noch immer eifrig einen Erwerb suchten und nur infolge langer Beschäftigungslosigkeit in diese Verjüngung gestürzt waren, Menschen, die mit der Zeit sich verändern und von den Abfällen Londons zu Leben lernen, falls Arbeit und Verdienst sie nicht rechtzeitig vor dem Abgrund retten. Hier waren Menschen, aus denen, wenn sie es noch nicht sind oder der Zufall es will, Verbrecher werden; Menschen mit harten Mienern, und solche auch, deren Antlitz einen gesunkenen Intelligenz verriet.

Georg hatte hier keinen, mit dem er sprechen, nichts, woran er sich festhalten konnte; und er litt oft unter dem Bedürfnis, sich einer verständnisvollen Seele mitzuteilen. In seiner Brust quoll oft ge-

waltiger Schmerz und unausgesprochene Sehnsucht auf, wenn er so allein durch die Gassen ging, aus denen ihm überall Hoffnungslosigkeit entgegenstarrte. Manchmal war ihm, als müßte er laut hineinschreien in der Lärm des Straßenverkehrs, der sich zu beweglichen Massen von Menschen, Durcheinander, Wagen und Autos steigerte; während seine schmerzlich aufgeweichte Seele nach einem Menschen rief.

Ja, nach einem Menschen mit einem Herzen in der Brust, nach einem der Freundschaft und Liebe fähigen Menschen; denn er fühlte, daß ihm nur durch Liebe und Freundschaft, nur durch den inneren Wert menschlichen Gefühls geholfen werden könnte, wenn er nicht kleinmütig versinken sollte.

Viele Schlafgänger strichen bis zum Abend in den Gassen umher und kehrten oft berauscht in der Nacht zurück, störten die anderen, lärmten und wälzten sich oft auf die Schläfer, welche dann nach ihnen hatten, und blieben schließlich angekleidet auf dem Fußboden liegen.

Der Eintritt jedes verspäteten Bettgehers war von Schimpfwörtern, Flüchen und manchmal gar einer Rauferei begleitet.

Eines Nachts war Georg so aufgeregt und angewidert, daß er aufstand, als eine wilde Szene in dem Duster des nur von einem blinzelnden Dellämpchen erleuchteten Raums ihn störte.

Ein paar Männer schleppte Weiber von der Gasse herein, zerrten sich gemein in einem Winkel mit ihnen herum und seilachten um eine Flasche Schnaps. Eine verprügelten sie und warfen die kreischende dann hinaus. Georg hatte sich der Dirne annehmen wollen als er sah, wie roh die Hiebe auf ihren Körper fielen und wie das Blut aus ihrem stumpfen Gesicht floß.

Doch kaum hatten die Kerle seine Absicht bemerkt, als sie auf ihn losstürzten. Er entkam ihren Häuten nur durch rasche Flucht ins Freie, wo ihm noch die Person, die sie soeben vor die Tür geworfen und die er geglaubt hatte beschützen zu müssen, zornig und frech nachsah.

Er irrte die ganze Nacht durch Londons Straßen hin. Am Themselai, in den unbeleuchteten Gäßchen und Winkeln der Lagerhäuser, gewahrte er bald hier, bald da ein ärmliches Weib, das gierig und listig den Männern auslauerte, im Finstern sich duckte; und er eilte bethommen dem Stadtmännern zu, um den Blicken lasterhafter, in Fegen gehüllter Subjekte zu entgehen, deren Lagerstadt Londons Pflaster und die Partgebüßche sind.

Zum ersten Male stand Georg der Not Aug' in Aug' gegenüber; er fühlte sie an seinem Leibe und begriff nun den ungeheuren sozialen Kampf, dessen unterirdische Triebkräfte ihm bisher unzugänglich fremd gewesen und jetzt erst klar geworden.

Von hier, aus diesen dunklen Tiefen, erhebt sich jener gewaltige Riese, welcher Elend heißt, zuerst als eine grausame Anklage, dann aber schon als eine bewusste Kraft, welche gerechte Richter fordert, Richter, in deren Herzen die rote Flamme der Begeisterung und des Glaubens an die Zukunft brennt. Richter, denen die breiten Massen des zum Selbstbewußtsein erstarrten Volkes ausübende Macht verliehen werden.

Georg fühlte sich in diesem Moment emporgehoben. Das sittliche Schwergewicht seines ganzen Wesens gegenüber der Armut, die Unhaltbarkeit des Lebens der anderen wie das reinigende Bewußtsein des eigenen Duldens erweckten den Richter in ihm; und die Anklage formulierte sich in seinem Hirn, stieg empor, breitete sich aus, wurde eindringlicher, weil sich ihr ein neues schmerzliches Kapitel zugesellte, das nimmer zu verwischen geht, noch verblasst.

Die ganze Nacht irrte er in den Gassen umher, um gegen Morgen erschöpft auf den Rasen im Hydepark niederzusinken. Ein Weibchen nur. Dann begann die Suche nach einem Erwerb aufs neue.

In der Herberge wars düster.

Nur das Herdfeuer flackerte und färbte die Gesichter der bei ihm versammelten Männer rot. Die warme Vertraulichkeit des Familientreffes leuchtete aus ihren Wangen und Augen, welche verlangend auf den über der Flamme schwebenden Kessel blickten.

Sie waren schön in ihrem gesunden Hunger. So rein menschlich. Die Rüstern weiteten sich im Dufte, der dem Kessel wie einer großen Weihrauchpfanne entströmte und ein bedeutsamer Augenblick der Andacht, vergleichsam der Weihe des kirchlichen Abendmahls, rückte mit dem wachsenden Sieden der Speise heran.

Georg sah auf einer Bank an dem großen Tisch und blickte stumpf, ohne Interesse vor sich hin.

Alles edle Streben der Menschheit erschien ihm jetzt zwecklos, ohne Wert, und da war nur eine höchste Macht, eine böse — hinterlistige, die Not — — und nur ein Despot, der Hunger — — und nur eine Religion, deren neuer Bekenner er war, eine niedrige und doch natürliebe und wahre und darum sittliche, weit sittlichere als jene unnatürliche und lügenhafte Religion des gefüllten Kessels.

Georg gegenüber hockte ein ziemlich herabgekommener Jüngling. Er hatte einen schön geformten Kopf, der tief zwischen den Schultern saß; ein ausdrucksvolles blaßes Gesicht unter einer hochgewölbten Stirn und Augen wie erlöschende Sterne.

In ihnen war ein unbefiegtes Lodern, das bescheiden, verhalten aus der Tiefe großer Trauer strahlte, während ein gebändigter Trotz still dahinter glomm.

Die Gruppe am Herde verzehrte ihr Nachtmahl.

Auf dem Strohsack neben dem Tisch lag ein älterer Mann mit

dem Ausbruch eines Trinters. Das sagten Mine, eingefallene Augen und die Nase, welche sichtbare Spuren der Kneipe trug.

Er erhob sich, suchte mit den Händen und rief: „A horse, a horse, a kingdom for a horse!“ (Ein Pferd, ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!) und lief zum Herde.

„Hahaha, der Doktor meldet sich, er hat Hunger“, lachte jemand im Halbdunkel.

„Und wo hast Du dieses Königreich, was, wo denn?“ bestürmte ihn ein anderer.

„Gestern war es da — — — jetzt nimmer — — ein Pferd, ein gebrauchtes Pferd ist's jetzt — — — aber es wird wieder ein Königreich werden“ —

Er streckte die lahmen, knöchigen Hände zu der geschwärtzten Dede empor und ließ sie auf einmal, wie wenn ihm der Gedankenfaden zerrisse und die Vorstellungen entschwänden, willenlos an den Körper sinken.

„Gibt ihm ein Stück Fleisch und quält ihn nicht!“ ließ sich Georgs Gegenüber vernehmen.

Jemand im Winkel zischte: „Schmarren, er wird ausgeschlagen“, und alle brachen in wüstem Gelächter aus.

„Doktor, spiel' was!“

„Spielen, spielen! Er soll spielen!“ —

„Was, der Doktor, ich, ich hab' gespielt. — — Harmonika, was mit der Harmonika? Fort mit ihr in Stücke, damit sie nicht quiekscht. — — Sauf, Alterchen, Whisky ist Gift, haha — — aber gut, sauf!“

„Und ich schen' Dir Fleisch, ein Stück Fleisch, damit Du nicht spielst. — — Die Kunst, weißt Du, Kunst ist ein herrliches Licht und Du bist ein Pfluscher — — ich spud' auf alles.“

„H, Alter!“

„Ich bin ein blöder Kerl und hab' ein Diplom — — ein Musslant — — das Wein gebrochen — — Chirurgie — — die Operation ist nicht gelungen!“

„Doktor, spiel' eins!“

„Läst ihn doch essen! Und Du, Alter, spiel' nicht!“

„Spiel', Doktor! — — So eine Holzpuppe! — — Ein Licht! Wo hast Du das Licht? Auf der Nase — — halt' das Maul!“

Die Herberge füllte sich. Der Lärm wuchs und steigerte sich zum Gebrüll.

An den Tisch, zu Georg, setzte sich ein verwahrloster Bursche — kaum der Schule entwachsen. Er hatte kein Hemd an, bloß zerrissene Hosen und eine Art langen Kastans von unbestimmter Farbe. Er angelte aus der tiefen Tasche einen getrockneten Fisch und ein Stück Brot heraus und aß gierig.

Am Nebentische wurden Karten gespielt und gestritten.

„Einen Hejny (Half penny), Lump, gib den Hejny her!“

Ein unterseptes Männchen mit zornrotem Gesicht sprang vom Sitz auf, packte seinen Mitspieler am Hals und schrie wie besessen: „Lump, den Hejny!“

Ein vierchrötiger Kerl sagte ihm am Stragen, warf ihn zur Seite, daß er taumelte und hinstiel: „Ich werd' Dir was geben, Du Hamster!“

Er wütete, verkroch sich in den Winkel und schrie nur mehr von Zeit zu Zeit wie ein bellender Hund.

Der Jüngling, der Georg gegenüber saß, räusperte sich; darauf beugte er sich zu ihm und sagte:

„Kennen Sie Manfred?“

„Ja wohl“, bestätigte Georg.

„Gebuld ist fürs Vieh, nicht wahr?“

Der so sprach, hieß Pavlovsky, ein Russe. Er war gelernter Buchbinder und ging nach Verlust seiner Arbeitsstelle schon ein halbes Jahr vergeblich in den Gassen Londons herum, ohne irgendwo haften zu bleiben. Ein paar Wochen hatte er in der Küche einer Restauration das Geschirr gewaschen und war sodann in eine noch größere Misere hineingeraten als zuvor.

Der Doktor spielte die Harmonika. Kreischende Töne schlugen an die hohlen Wände und hämmerten ohne Erbarmen auf das Gehör los.

Ein Gericht von kochendem Leim zog vom Herd herüber.

„Thomson geht zur Audienz, er repariert seine Hosen“, rief jemand in der Ecke.

Beim Herde saß ein alter, verkommenener Bursch mit rötlichem, zerfurchtem Gesicht und einem Piegenbart, und laute Tabak. Ueber seinen Knien lag eine Hofe, die er mit Flicken beklebte.

Er hatte gutmütige Augen und gemahnte an ein reizendes Bild von Van Ostade, vom Flammenschein des Herdes im dunkeln Raume koloriert.

„Väterchen, hast Du keine Zigarette?“ redete Georg ein langer Mann mit dem Gesicht eines Lungenkranken an. Er mochte etwa dreißig Jahre alt sein und war es, der vorhin: „Schmarren!“ gerufen hatte.

Georg zuckte mit den Schultern: „Ich hab' keine.“

„Und der Landsmann hat auch keine“, sagte er spöttisch zu Pavlovsky. — „Wetter noch 'mal — —“

Eine Weile blieb er hinter ihm stehen, dann wandte er sich, spie auf den Boden und wälzte sich sogleich auf seinen Strohsack.

„Dieser Mensch hat einen Jagdang Teakil. Er trank gern und so ging's abwärts mit ihm. Er samarocht, wo er kann, jetzt ist er aber fertig. So lange ich einen Groschen besaß, hat er sich an mich gehalten“, sagte Pavlovsky.

Stidender Dunst erfüllte das ungenügend gelüftete Lokal.

Die Bettgeher legten sich auf die Strohsacke. Jemand blies die kleine Oellampe an der Wand aus und ein langgezogenes Gähnen verbreitete sich in der schwärzen Luft.

Georg lag neben Pavlovsky.

Das Rasseln eines einsamen Fuhrwerks auf der Gasse drang in den ebenerigen Raum und mischte sich mit dem Fieberhauche unruhig sich herumwälzender Schläfer. . . .

Das Herdfeuer brannte zu Ende. Nur kleine glühende Kohlenstückchen erglänzten. . . .

Auf dem römischen Trödelmarkt.

Von Dr. Rudolf Krauß

Es ist unter den Besuchern und zumal unter den Besucherinnen der ewigen Stadt eine althergebrachte Sitte, daß sie einmal zum mindesten ihrem Eifer in der Besichtigung von Museen, Galerien und Kirchen Zügel anlegen, um sich an dem buntbewegten Volkstreiben des Trödelmarkts zu erlustigen. Wen freilich der Teufel der Kauflust erfaßt hat, der läßt es bei dem einen Male nicht bewenden und kehrt wieder und wieder zurück zu der Stätte des Feilschens, um mit mehr oder weniger Geschick und Geschmaack teure oder billige, wertvolle oder nichtige Andenken an den römischen Aufenthalt zu erwerben.

Jeden Mittwoch von 9 Uhr bis etwa zur dritten Nachmittagsstunde wird der Markt abgehalten. Die Trambahnwagen der Linie 1, die den Hauptbahnhof mit dem St. Petersplatz verbindet, pflegen sich an diesem Tage schon beim ehrwürdigen Palazzo della Cancelleria zu entleeren. Gleich auf dem dahinter liegenden langgezogenen Cancelleria-Platz sieht man lange Reihen aufgeschlagen, die sich bis zum Campo di Fiore, der Nichtstätte Giordano Brunos, ausdehnen und in den daneben und dazwischen liegenden Gassen und Plätzen fortsetzen. Zwischen den Buden bewegten sich die fliegenden Verkäufer mit ihren um den Leib gehängten Riesentragebahren, ihren Blunder unermüßlich den Fremden anpreisend, deren Sinn doch auf ganz andere Dinge gerichtet ist. Auch die Besitzer der ständigen Läden in dieser Stadtgegend haben davor auf Schautischen ihre Waren ausgebreitet, und so wird die Kauflust von allen Seiten herausgefordert und aufgumuntert. Das Fordern und Bieten und Handeln, das tausendfältige Stimmengewirr, das Lärmen, Loben und Jöhlen in der auf- und abwogenden Menge nimmt von Stunde zu Stunde einen unheimlicheren Umfang an, und dazwischen bernimmt man das Gewimmer von Bambinis, die von den Müttern auf den Armen herumgeschleppt werden oder unter den Bretterbuden in großen Strohförben deponiert sind. Wie betäubt flüchtet man schließlich in den Frieden des doch gewiß auch nicht stillen Corso Vittorio Emmanuele.

Auf dem Campo di Fiore bieten von alterster die Blumenhändler ihre Topfpflanzen und Schnittwaren feil, und hier kann man sich um ein paar Soldi einen kleinen römischen Frühling erstehen. In diesem Bereich sind auch Lebensmittel aller Art zur Schau gestellt: Orangen, Zitronen und was an Früchten die Jahreszeit bietet, Gemüse, darunter die köstlichen Artischofen, und Salate in vielerlei Sorten, neben lebenden Singvögeln Geflügel, Fische, Schlachtvieh aller Art, Würste, Käse und Badwaren. Merkwürdiges Seegetier zieht die Augen der Beschauer mehr auf sich, als daß es den Wunsch weckt, es mit dem Magen in Verührung zu bringen. Reintwandzelte oder bunte Riesenschirme, wie sie auch — mehr praktisch als schön — von den römischen Kutschern bei Regenwetter über dem Bod aufgespannt werden, dienen als Schutz gegen stechende Sonne oder sonstige Unbilden der Witterung.

Ueberhaupt findet der Römer und die Römerin auf dem mittwochlichen Markte alles, was des Lebens Notdurft und des Tages Bedürfnisse erfordern: Stiefel, Schuhe und Pantoffeln, Bekleidungsstücke und Leibwäsche, Hofenträger und Krawatten, Bänder und Stoffe jeder Art, und manche verprobantieren und equipieren sich vollständig aus diesen unerhöplichen Vorräten, wie der deutsche Großstädter aus seinem Warenhause. Für die Fremden haben diese Teile des Marktes indessen nur ein Kuriositätsinteresse, und sobald die erste Neugier befriedigt ist, eilen sie hinüber zur Via Baulari und zur Piazza Pollarola, wo die Antiquitätenhändler in dreifacher Reihe ihre Buden aufgeschlagen haben. Da beginnt das Feld ihrer Tätigkeit. Was gibt es aber auch nicht alles zu sehen, anzustaunen, zu erwerben! Spigen, goldene und farbige wie weiße, glänzende Brokate und Webgewänder, Stidereien, orientalische Schals, seidene Gewebe. Dann Malereien auf Leinwand, Eisenbein, Porzellan und Glas, Eisenbeinshühnereien, Kunstwerke in Marmor und Marmor, geschnittene Gemmen ohne Zahl, Silberzeug, Schmudwerk, Korallen, Halbedelsteine, Münzen, Porzellan und Majoliken. Endlich Eisen, Bronze, Messing- und Kupferwaren, darunter die beliebten Kupferkessel in allen Größen und Formen, die unvermeidlichen römischen Messingampeln mit den drei Oelbrennern und die siebenarmigen Judenleuchter, dazu getriebene Arbeit aus edlen und unedlen Metallen.

Nun die Hauptfrage: ist die Ware echt oder unecht, antik oder modern? Wenn man sich damit an die Verkäufer selbst wendet, erhält man natürlich die stereotype Antwort: Molto antico! Aber oft beweist ihre lachende Miene im Worte mit der bescheidenen Forderung, daß sie ihre Behauptung nicht ernsthaft aufrecht erhalten wollen. Uebrigens ist ihre eigene Warenkenntnis oft ziemlich mangelhaft, denn sonst könnte es nicht vorkommen, daß sie mit unter wirklich wertvolle Altertümer zu Spottpreisen verschleudern.

Sonst würden sie auch nicht ihre Artikel in einem ganz unsystematischen Durcheinander ausstellen. Im großen ganzen jedoch ist der höchste Grad von Mißtrauen berechtigt. Alles wird nachgehakt, für sämtliche Stoffe und Formen gibt es Fälschungsfabriken. Die Kupfergefäße werden künstlich gealtert, die Porzellanfiguren mit Staub überzogen oder gar eines Gliedes beraubt. Unter dem vielen angeblich Altmeißner Porzellan, das auf den Markt kommt, befindet sich kaum je ein echtes Stück, und mit noch größerer Sicherheit ist jeder, der ein Werk aus der altberühmten italienischen Fabrik Capodimonte erwirbt zu haben glaubt, der Betrogene. Von den anmutigen Formen der feilgebotenen Geschmeide und sogenannten Silberarbeiten darf man sich nicht verführen lassen, auf den Adel des Materials zu schließen. Die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten in der Unterscheidung von antik und modern, denen gegenüber nicht selten sogar das Wissen bewährter Kunst- und Altertumsexperten versagt, lassen es für den Laien als ratsam erscheinen, von vornherein alle angepreisenen Waren unter dem Gesichtspunkt moderner Fälschungen zu betrachten und sich mit den Preisen danach einzurichten. Er fährt am besten, wenn er kauft, was ihm an sich ohne Rücksicht auf das Alter gefällt, und dafür nicht mehr anlegt, als der Gegenstand selbst nach Stoff und Ausarbeitung rechtfertigt. Und tut er dabei wirklich einmal einen guten Fälschung, so möge er sich darüber als über einen unerhofften und unerdienten Glücksfall freuen.

Der römische Trödelmarkt ist eben schließlich doch ein Reich der unbegrenzten Möglichkeiten. Die Verkäufer beziehen neben den Fälschungen, die ihnen als solche wohl bekannt sind, einen anderen Teil ihrer Waren auf eine ihnen selbst unkontrollierbare Weise: durch Auktionen, aus Nachlässen, aus dem Besitz wohlhabender Familien, die aus irgendwelchen Gründen ihre Schätze ganz oder teilweise abstoßen wollen oder müssen. Nicht von dem zu reden, was an gestohlenem und gehehmem Gut in den Handel kommt. Unter den Gegenständen solcher Herkunft gibt es einzelne wirkliche und wertvolle Antiquitäten, zu deren Entdeckung eben Geschick und Glück gehören, und um bereitwillen auch vornehmere auswärtige Kunsthändler den Trödelmarkt besuchen. Mitten unter den Duzendwaren schlecht geschnittener Steine und fabrikmäßig hergestellter Miniaturen kann der Blick plötzlich auf ein fein gearbeitetes Stück fallen, das auf eine Blüte dieser Kleinkünste deutet, wobei man sich nur damit begnügen muß, das Alter nach Jahrzehnten zu berechnen, nicht nach Jahrhunderten. Oder man stößt auf ein einer Kirche entführtes Heiligengemälde, das nicht bloß Kopie jüngsten Datums ist, oder auf eine Porzellangruppe, deren verhältnismäßig wenig bekannte alte Marke eine gewisse Hoffnung auf Echtheit erweckt, oder auf originelle Holzfiguren aus alten Krippen oder Puppenspielen. Kein Wunder, wenn der Fremde doppelt stolz ist, einen solchen Fang weit unter dem wirklichen Wert gelan zu haben: er wird in Rom — nicht bloß auf dem Trödelmarkt, sondern auch in den Läden — so oft übervorteilt, daß es ihm besondere Genugtuung gewähren muß, seinen Vorteil auch seinerseits einmal gründlich wahrgenommen zu haben.

Wer sich auf Handeln und Feilschen nicht versteht oder sich nicht darauf einlassen will, der bleibt dem Trödelmarkt besser fern. Es gibt naive Leute, die schon einen Anlaß zum Triumph darin erblicken, daß sie den ersehnten Gegenstand um die Hälfte des geforderten Preises bekommen haben. In Wahrheit sind sie dabei fast immer noch die Heringe gefallen. Man bietet dreist ein Drittel oder sogar ein Viertel des angeblichen Kaufschillings, und oft genug wird man es zu seiner Ueberraschung erleben, daß man dafür die Ware ohne Umstände zugeschlagen erhält. Nur darf man sich beiße nicht anmerken lassen, daß man auf ein einzelnes Stück sonderlich erpicht ist. Sonst verwandelt sich die übliche Nachgiebigkeit der Verkäufer in Fähigkeit. Am besten entfernt man sich scheinbar gleichgültig, nachdem man sein äußerstes Angebot getan hat. Es ist zehn gegen eins zu wetten, daß der Händler dem Kunden nachläßt und durch ein Venga! seine Bereitwilligkeit, das Geschäft abzuschließen, zu erkennen gibt, wobei er nach italienischer Sitte mit der Handfläche nicht gegen sich, sondern gegen den anderen zu winkt. Dieses Venga wird oft in einem rührend elegischen Tone gesprochen, wie wenn die Verkäuferin (denn das weibliche Geschlecht herrscht unter den Wudenbesitzern vor) einen großen Verlust erlitten hätte; oder sie sucht auch durch geheimnisvolles Flüstern den Anschein zu erwecken, als ob sie das übrige Publikum nicht wissen lassen wolle, den Gegenstand zu einem so niederen Preis abgelassen zu haben. Wenn der Fremde seinen Obolus entrichtet hat, ist jedoch damit das Geschäft noch nicht völlig erledigt; jezt beanspruchen noch allerhand dunkle Gestalten, die beim Vertragsabluß eine Vermittlerrolle gespielt haben wollen, ihre Mancia. Man schüttelt die Zubringlichen lachend ab, was ihrer guten Laune keinen Eintrag tut; sie versuchen eben ihr Heil bei einem anderen, bis schließlich doch ein paar Soldi für sie abfallen. Wer auf den Trödelmarkt geht, tut Hug daran, sich vorher mit Geldsorten jeder Art zu versehen; denn beim Wechseln bekommt man die ungläublichsten Münzen heraus, die man übrigens in Rom ebenso leicht wieder los wird, wie man sie einnimmt. Nur beim Papiergeld herrscht größere Aengstlichkeit. Nicht selten wird einer von den zahlreich auf dem Trödelmarkt stationierten Schergen der Polizeigewalt mit dem ebenso ehrenvollen wie heißen Auftrag betraut, die Echtheit eines Fünf- oder Zehnlirescheines, für die das Wasserzeichen maßgebend ist, zu prüfen, und um den Mann des Gehebes pflegt ein förmlicher Auflauf zu entstehen, da

sich jeder Passant berufen glaubt, bei der schwierigen Prüfung und Entscheidung mitzuwirken. Der Besitzer muß sich schließlich glücklich preisen, wenn er den Schein wieder unversehrt in seine Hand zurückerhält. Daß im Marktgebirge nicht nur die Händler, sondern auch die Vertreter des edlen Diebesgewerbes zur Erleichterung der Taschen beitragen, versteht sich ganz von selbst.

Lebewohl, römischer Trödelmarkt! Doch halt! Noch ein paar Augenblicke hinüber zum Paradijs, wo die Antiquariatsbuchhändler ihre Schatzen feilhalten. Hier bewegt sich mit ruhiger Würde allerlei gelehrtes Volk, das nach geheimnisvollen Wiedersehungen fahndet und manchmal auch die erhofften Kunde tut. Das Feilschen ist hier weniger Sitte; die Preise sind auch so niedrig gestellt, daß es sich kaum verlohnte. Die Verkäufer wissen genau, daß es vielen Kunden nur um die Einbände zu tun ist. Es ist fast schon eine Art von Ueberlieferung geworden, daß der Deutsche sich vom Büchermarkt ein paar gut erhaltene Schweinsleder mitnimmt, sich dazu von den hübschen Vorsatzpapieren aus der Industria feminine erwirbt und nach der Heimkehr ein paar Lieblingsbücher in dieses römische Gewand steckt.

Schwer beladen pflegt der Fremde den Trödelmarkt zu verlassen, und mancher beißt sich, seine nicht eben leicht transportablen Schätze in einer Droschke möglichst rasch zu bergen. Aber das Schwierigste steht ihm noch bevor, nämlich das Verpacken. Wohl dem, der seine Beute unbeschädigt und unzerbrochen zu den heimatischen Toren rettet, und dreifach glücklich, wenn er zu Hause nicht erfahren muß, daß er sein gutes Geld für Fälschungen hinausgeworfen und sich mit wertlosem Krimskrum geschleppt hat!

Kleines feuilleton.

Gesundheitspflege.

Sandbäder. Daß ein Bad in sonnendurchwärmtem Sand eine Annehmlichkeit sein kann, lehrt uns schon die Beobachtung der Spazier. Aber was für einen Vogel das ist, braucht deshalb nicht für einen Menschen zu taugen. Immerhin hat sich die Heilkunde schon seit geraumer Zeit mit der Wirkung heißer Sandbäder beschäftigt, und Dr. Lichtwitz zieht in der Zeitschrift für Balneologie den Schluß aus den Beobachtungen, die bisher über die Wirkung solcher Bäder auf den gesunden und kranken Menschen gemacht worden sind. Der benutzte Sand soll nach den gemachten Erfahrungen eine Temperatur von 47 Grad haben, die Dauer des Bades 40 Minuten nicht übersteigen. Daran schließt sich ein Reinigungsbad im Wasser von 37 Grad für eine Dauer von 5 Minuten, ein Aufenthalt auf einem Ruhelager mit einer trodenen Packung von 40 Minuten und schließlich die Verabfolgung einer Dusche von 30 Grad. Die Temperaturen sind selbstverständlich in Celsius angegeben. Die Sandbadkur hat nach diesem Rezept eine Ermäßigung sowohl der Dauer wie der Temperatur erfahren, ist aber nach den Feststellungen des Sachmannes von gleicher Wirkung wie die frühere, die rund 3 Stunden in Anspruch nahm. Die Zahl der Pulsschläge steigt im Sandbad erheblich, im Durchschnitt bis auf 117 und fällt dann wieder bis fast auf die anfängliche Ziffer. Dementsprechend steigert sich auch der Blutdruck. Die Körpertemperatur erreicht im Höchstfall 37,8 Grad. Die Gewichtsabnahme beläuft sich auf fast 3 Pfund. Danach stellt sich die Wirkung des Sandbades als eine Art von künstlichem Fieber dar, die aber keinerlei Schädigung des Gesamtbefindens herbeiführt. Die Krankheiten, die durch Sandbäder geheilt werden sollen, sind namentlich alle Gelenkentzündungen und gichtischen Leiden, daneben auch chronische Nierenentzündung. Die starke Dursterregung im Verlaufe des Bades kann dazu ausgenutzt werden, dem Kranken Flüssigkeiten von besonders hohem Nährwert zuzuführen.

Aus dem Pflanzenreich.

Wandernde Pflanzen. Pflanzen und Haustiere haben den Menschen auf allen seinen Wanderungen durch die Welt begleitet. Wo immer er erschienen, sah man neue zoologische und botanische Arten in seinem Gefolge auftauchen. Die Ausdehnung des Weltverkehrs macht daneben ihren starken Einfluß im Sinne der Ausbreitung fremder Pflanzen in Europa geltend. Und zwar handelt es sich dabei weniger um Nutzpflanzen, als um die Einführung neuer Unkrautarten in die alte Welt. Viele Samen und Keime werden aus fremden Ländern mit den Säden und Kästen, in denen die Produkte verpackt sind, eingeschleppt. Die Meerhafensind die Eingangspforten dieser eingeschmuggelten Keime, die zu Schiff und per Bahn den Weg ins Land finden. Nach den Untersuchungen Goeds über die Verbreitung exotischer Pflanzen in Deutschland kennt man zurzeit an die 2600 Arten wildwachsender Pflanzen, von denen ungefähr ein Viertel in die Flora des Landes im Laufe der letzten 50 Jahre eingeführt wurden. Die Mehrzahl all dieser Neulinge ist in Norddeutschland eingebredungen, wo man die Erstgeng von 450 neuen Arten festgestellt hat. Die Hamburger Flora hat eine Vermehrung von 160 überseeischen botanischen Varietäten erfahren, die Berlinische eine solche von 150. Die Zahl der neuen Kulturpflanzen ist in Süddeutschland daher kleiner als in Norddeutschland. Sie finden im übrigen zumeist in ihrer neuen Heimat minder günstige Existenzbedingungen und gehen allmählich wieder ein. Nur wenige haben hier festen Fuß fassen können. Unter ihnen stammt die Mehrzahl, die man in Norddeutschland antrifft, aus Amerika, der kleinere Teil aus den Ländern des Mittelmeeres.